Zeitschrift: Die Berner Woche
Band: 30 (1940)
Heft: 51

Artikel: Aus der örtlichen Perspektive
Autor: Rych, Hans
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-649583

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 26.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Aus der östlichen Perspektive

Mitgeteilt von Hans Rych

Notwendige Vorbemerkung des Herausgebers:

Eine Meinungsäußerung über unser liebes Bern wird hier gern geschluckt, wenn sie — wie gewöhnlich — süß und lobend klingt. Ist es gar die Meinung eines großen Mannes, so wird sie unsterblich leben wie er selbst. So kennen wir zum Beispiel aus Goethes gesammelten Werken am besten den Satz: „es ist die schönste Stadt, die wir gesehen haben" ... unser Bern nämlich ... und wir haben Goethe immer für den größten Dichter gehalten.

In den hier mitgeteilten Briefen eines Chinesen aber, der mit östlichen und wahrscheinlich auch ein bißchen schrägen Augen unsere Stadt betrachtet hat, suchen wir weder Lob noch Tadel, denn der Sohn der Mitte hat bekanntlich seinen Kopf, und der Berner hat einen andern, und beide dürften sich nur in punkto Dauerhaftigkeit und Härte gleichen, vom Zopf zu schweigen, weil dieser weiblicherseits nun in der Bundesstadt vollkommen ausgerottet und nur noch männlicherseits nicht ganz verschwunden sein soll.

Wann dieser östliche Autor sich in unserer Stadt aufgehalten, ist nicht ganz sicher festzustellen, denn die Datierung der Briefe nach der chinesischen Chronologie war meinerseits infolge der absoluten Abwesenheit an mathematischer Begabung nicht zu enträtseln. Die Umstände deuten indessen etwa auf das dritte Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts, da noch kein Wort auf den unwillkommenen Besuch der Söhne Nippons im Reich der Mitte hindeutet. Außerdem beschränken wir uns gänzlich auf jene Stellen der Briefe, die sich mit unserer guten Stadt und ihren Leuten befassen. Für die Übersetzung kann so halb und halb garantiert werden.

I. Man hat mir, lieber Bruder, oft versichert, daß es eine Stadt wie diese nur einmal gäbe, und ich freute mich, sie zu sehen, obschon, ich muß es sagen, ich mir zur Stunde noch nicht klar bin, wie fremd oder wie heimisch ich mich hier fühlen werde. Es gibt zwar Züge, die mich an mein geliebtes Vaterland erinnern, wie einer, den ich dir gleich erzählen will. Am Tage meiner Ankunft fiel ein so großer Schnee, daß mir das Herz weh tat und die Füße froren, denn die Straßen und Plätze dieser Stadt waren mit einem halbflüssigen Gletscher überzogen, durch den die Menschen und Pferde mit Eifer patschten, wie bei uns die Kinder in den Tümpeln des Ho-ang-ho. Und ich fürchtete für meine zarte östliche Gesundheit, die von je vor den Gefahren des wilden Westens bebte, und ich ging aus meiner Herberge nicht heraus, ehe mir nicht mein Diener meldete, daß eine Schar von Kulis durch die Straßen gehe, um sie vom flüssigen Schnee und Schmutz zu reinigen. Wie macht man das nun hier? Den Rändern der Wege entlang schoben die Kulis alles auf einen langen Wall, und dort blieb es liegen, bis eine Nacht kam, wo dieser Wall steinhart gefror. Und als es soweit war, erachteten die Kulis ihre Zeit wieder für gekommen und kamen herbei und schlugen mit Pickeln und Schaufeln und Eifer auf die harten Stücke los, bis der gefrorene Eisdamm nach harter Arbeit ganz verschwunden war. Das werde hier oft so gemacht, ließ ich mir durch den Diener meiner Herberge sagen, und so bin ich hier gleich nach meiner Ankunft schon einem alten Brauche auf die Spur gekommen, der an mein Herz rührt, weil ich es liebe, in einem Land zu weilen, wo man die alten Bräuche ehrt. — Es kam nun auch ein Tag, wo ich zum ersten Mal ausgehen und nachsehen konnte, wohin mich das Schicksal eigentlich verschlagen hat. Der Geschäftsfreund unseres verehrten Vaters — die Götter mögen ihm tausend Jahre schenken — dieser Geschäftsfreund nahm mich mit sich auf einen hohen Berg, auf dem ich die Sage, die bei uns umgeht, für Wahrheit erfand, nämlich daß auf jeden Berg in diesem Lande eine Bahn hinaufführe und auf jedem Gipfel ein Hotel stehe. Mein väterlicher Freund wollte allerdings nicht gelten lassen, daß dieser Berg schon ein richtiger Berg sei, obschon er, was du dir kaum vorstellen kannst, schon an die zweitausend Europäerfuß hoch ist. An chinesischen Füßen gemessen, wäre er sicher gar dreitausend hoch. Meine Furcht, dort oben zu erfrieren, erwies sich indessen als gänzlich unbegründet, und ich sah auf jener Höhe das wunderlichste europäische Treiben, das sich eine östliche Phantasie, sofern es nicht just eine japanische ist, nur vorstellen kann. Leute beiderlei Geschlechts, Kinder und ehrwürdige Greise, saßen auf kleinen Fahrzeugen ohne Räder, die wie ein Pfeil zur Tiefe schossen, wenn jemand den Mut fand, sich auf sie zu setzen. Andere standen aufrecht auf langen schmalen Hölzern, die alsbald, sowie's zur Tiefe ging, in eiligem Lauf von selbst losfuhren. Viele blieben aufrecht auf diesen Hölzern stehen, andere aber wechselten in heftiger Bewegung in ihrer Stellung von den Füßen auf den Kopf und wurden vom Volke sehr bewundert, obschon ich nicht glaube, daß diese Akrobatik sich mit unseren östlichen Künsten je vergleichen könnte. Mein väterlicher Freund erklärte mir aber, das wäre Sport, hier unter der Bezeichnung „Tschi" bekannt, eine nordeuropäische Erfindung, aber in diesem Lande am eifrigsten gepflegt. Es soll ein Land voll lauter Schnee dazu gehören, wie es wirklich jetzt in der Umgebung dieser Stadt zu finden ist.

II. Es geht ein Fluß um diese Stadt herum, ein kleiner Fluß nur und nicht zu vergleichen mit dem himmlischen Ho-ang-ho, aber die Eingebornen hier glauben doch, daß ein prächtigerer Fluß nicht wäre auf der ganzen Welt. Über dem Fluß stehen viele und große Paläste, darin die Mandarinen wohnen, doch nicht diese sind es, die man hier mit diesem Wort bezeichnet, sondern die schönsten gelben Früchte aus einem benachbarten Lande im Süden. — Du wirst dich erinnern, daß hier das Land ist, wo die Uhren und die süße Schokolade herkommen, und Uhren und Schokolade sah ich denn auch auf meinem ersten Ausgang in das Innere der Stadt in großen Mengen. Und ich freute mich, ich kann nicht sagen wie, in den Fenstern der Kaufhäuser auch kleine Dinge aus meinem Vaterland zu sehen. Und als ich fragte, vernahm ich, daß man die hübschen, ach, mir so sinnreichen, hier aber so unnützen Sachen mit dem Worte „Chinoiseries" bezeichne, und daß Chinoiserien überhaupt nirgends auf der Welt soviel vorkämen wie gerade hier. Das Wort ist aber nicht aus der Sprache der Eingebornen, sondern aus der Sprache eines Nachbarvolkes. Aber man liebt hier alles, was von außen und überhaupt von weit her kommt. Auch sehen mich alle Leute so freundlich an, und es ist im Benehmen des Volkes so vieles, was mich rührt.

III. Und nun glaube ich bestimmt zu wissen, daß eine wahrhaftige geistige Verwandtschaft zwischen unserem östlichen Volke und demjenigen dieses Berglandes besteht, sofern man nämlich überall die Sprache spricht, die mich an diesen Menschen immer wieder begeistert. Etwas verändert natürlich, und doch so deutlich hörbar ist der chinesische Tonfall, den die Leute an sich haben, die miteinander auf dem Markte sind. So sind ganz gewiß die schönsten und freundlichsten Anreden und Kosenamen, die sich die Leute manchmal geben, aus dem wundervollen Idiom im mittleren Reich geliehen, und Anreden wie etwa „Lumpo-Hung", „Sao-Hung", „Fulo-Hung", „Luus-Hung" oder andere Zusammensetzungen mit dem cantonesischen „Hung", oder dann Namen wie „Tschang" oder „Tscho-Li", der hier sehr beliebte östliche Gruß „Tscha-o" und andere Reden mehr, ach, die klingen meinem östlichen Ohre süß. — Ich hoffe, in meinem Studium so weit zu kommen, daß ich auch andere Redensarten verstehen lerne, die mir in völlig östlicher Weise zum Ohr eingehen, aber, ach, einstweilen so schwer zu verstehen sind. Was bedeutet zum Beispiel „Tsun-schynt-scho", das ich den Hausknecht eines Morgens sagen hörte? Oder „Tschang-stang-uf"?

Fortsetzung folgt.